

# Livia kämpft mit der Finsternis [Schluss]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 24

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646623>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# LIVIA

kämpft mit der

Finsternis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte von Caren

Schluss

Diesmal war die Verbesserung in Malintzas Befinden sofort deutlich spürbar. Sie haben es selber konstatiert, nur dass Sie natürlich naiverweise diesen Erfolg Ihren lächerlichen Pillen zuschrieben, die Sie ihr heimlich zugesteckt haben. Ich wusste es besser. Aber ich wusste auch, dass die Wirkung nicht lange vorhalten würde. Chac-Mool zeigte sich nicht gnädig, wenn ich ihn auch nach den stärksten Riten beschwor. Und unglückseligerweise entzog sich das dritte Opfer fast zwei Wochen lang meinem Zugriff. Dieser Mensch, der Milchmann Kehler — ein notorischer Säufer übrigens — lag grippekrank vierzehn Tage zu Haus im Bett — unmöglich ihn zu erreichen. Ich musste warten und warten, bis er die Arbeit wieder aufgenommen hatte. Und inzwischen nahm Malintzas Lebenskraft immer mehr ab.

Der Plan war längst bis ins Kleinste vorbereitet, das Hufeisen an der Keule befestigt, mit dem ich ihn treffen wollte, um einen Hufschlag vorzutäuschen, der Platz gewählt, wo ich am besten von der Böschung lautlos auf seinen Wagen gleiten konnte, und wo auf abschüssigem Wege das führerlose Pferd am leichtesten zum Durchgehen zu bringen war. Jede Nacht habe ich ihn dort erwartet, immer wieder war es sein Stellvertreter, der den Wagen fuhr. Und als es dann endlich soweit war — da war es zu spät. Um eine knappe Stunde zu spät...!

Malintza muss um zwei Uhr gestorben sein. Und es war 2.55 Uhr, als ich den Kehler erschlug. Alles umsonst! Vielleicht hätte ich doch lieber gleich das nächste Opfer wählen sollen, einen Postbeamten Mahler! Aber natürlich, auch das hätte Zeit gekostet. Bis alles geplant und vorbereitet war, hätten auch vierzehn Tage vergehen können...

Nein, nein — ich habe mir nichts vorzuwerfen. Ich habe nichts versäumt. Es war ein Verhängnis. Es war der Zorn der Götter, die meine Opfer nicht wollten. Vielleicht — wenn ich, wie es der alte Ritus eigentlich vorschreibt, die Opfer auf dem Altar des Chac-Mool hätte schlachten können... Das hätte vielleicht die Kraft des Zaubers verstärkt und den Zorn des Gottes besänftigt. Ich habe auch daran gedacht. Ich habe es tausendfach überlegt. Es war unmöglich — unmöglich hier in dieser kleinen Stadt, unter diesen grotesk geordneten Zuständen.

Aber das Totenopfer für Malintza zu bringen, das wenigstens wird niemand mir verwehren. Ich werde Priester und Opfer zugleich sein. Und wenn es mir auch nicht gelingt, das Herz noch lebend aus der Brust zu reissen, wie das Ritual es verlangt, — Chac-Mool wird auch mit meinem Blut zufrieden sein, wenn ich das geweihte Messer aus Obsidian mir ins Herz stosse...

Das alles sind nur Ausgeburten eines kranken Hirns, nicht wahr? Wahnvorstellungen eines armen Irren, auf den der wissenschaftlich geschulte, das heisst im Grunde nur verkrüppelte Verstand einer schon beinahe approbierten Ärztin mit überlegenem Mitleid herabschaut, tief beschäftigt mit der ungeheuer wichtigen Frage, ob hier das Etikett Dementia praecox, Paranoia, degeneratives Irresein oder Paralyse anzubringen sei.

Sparen Sie sich all diese diagnostischen Bemühungen, mein Kind. Ich bin nicht wahnsinnig, nur vielleicht vollsinniger, als man es sich in Europa vorstellen kann. Ich bin so ruhig und klar, dass ich jetzt diese Blätter noch eigen-

händig in den Briefkasten Ihres Hauses werfen werde, denn es sind noch zwei Stunden, bis die Sonne aufgeht. Zeit genug, das letzte Opfer würdig vorzubereiten...

Denken Sie nicht, dass ich es tue aus Furcht vor Ihrer bürgerlichen Gerechtigkeit. Es wäre auch so geschehen. Mein Tod war fällig am dritten Sonnenaufgang nach Malintzas Tod. Alles war bereits geordnet. Als Sie gestern kamen, schrieb ich an meinem Testament. Versuchen Sie nicht, zu verstehen. Mein Leben und Sterben vollzieht sich in einer Sphäre, die Ihnen und Ihresgleichen ewig verschlossen ist. Ich aber entswinde in das grosse Geheimnis urzeitlicher Weisheit. In das rote Land — das Land Tlapallan. Ich folge Malintza, der priesterlichen Führerin. Und mein Name lautet schon nicht mehr **Lovis Kandler**, sondern —

Hier folgte eine wirre Hieroglyphenzeichnung, in der sich Livias Blick wie in einem Labyrinth verlor. Ihr junges Gesicht war ganz blass, als sie endlich aufsah. Unwillkürlich schaute sie durchs Fenster. Die Sonne musste schon vor einer Stunde aufgegangen sein. Man sah sie nicht, es war ein nebliger Tag. Aber dort hinter den Bäumen, wo der Himmel noch ein schwaches Rosa zeigte, dort musste sie stehen. Livia atmete tief auf. Vor einer Stunde also...! Sie fühlte fast etwas wie Erleichterung. Ihre Finger zitterten noch ein wenig, als sie dem Vater wortlos das wichtige Dokument hinreichte.

Erstaunt von der seltsamen Feierlichkeit ihrer Geste, griff er danach und nahm sein Augenglas aus dem Etui. Sein Tee war kalt, bis er sich durch den Irrwald dieser Handschrift und dieser Gedankengänge durchgelesen hatte. Und als er endlich damit fertig war, hatte er Mühe, von dieser strapaziösen Wanderung in die Gegenwart zurückzufinden. Immer wieder schüttelte er, wie betäubt, den Kopf. „Unerhört, garz unerhört...! Ohne Zweifel ein Geisteskranker...“

„Wie ich dir sagte, Vater. Ich habe es gewusst, auch ohne diesen Brief. Das war, weiss Gott, nicht schwer zu erraten. Aber dieser unerhörte logische Scharfsinn, mit dem er seine absurden Ideen entwickelt... Die beinah nüchterne Selbstverständlichkeit, mit der er von seinen Verbrechen spricht —“

„Das gerade ist es, was ihn als Wahnsinnigen kennzeichnet. Es gehört durchaus in das Krankheitsbild. Ein normaler Mensch würde es niemals fertigbringen, so zu schreiben.“

„Dann“ — In dem alten Herrn kam plötzlich Leben. „Ob wahnsinnig oder nicht, der Mann muss sofort verhaftet werden! Verzeih' —“ Er stiess in der Hast des Aufspringens fast seine Teetasse um. „Ich will gleich bei der Kriminalpolizei anrufen, damit sie Beamte schicken. Wir dürfen keine Minute verlieren!“

Livia zeigte nach der Uhr. „Die Polizei wird zu spät kommen, fürchte ich. Kandler ist kein Mann der leeren Drohungen.“

„Trotzdem —“

Der Amtsgerichtsrat eilte ins Nebenzimmer, und sie hörte ihn in hastigen Sätzen telephonieren. Als er zurückkam, sah er förmlich verjüngt aus, so gespannt waren auf einmal seine sonst ein wenig schlaffen und nervösen Züge. Lebhaft ging er hin und her.

„Und zu denken, dass man fast zwei Jahre mit dem Menschen Tür an Tür gewohnt hat, ohne auch nur zu ahnen...“

Phantastisch! In unserer harmlosen kleinen Stadt, in diesem ‚Kaff‘, wie du es nennst! Wo einer vom andern weiss, was zu Mittag gekocht wird. Da kann so etwas passieren — eine solche Ungeheuerlichkeit. Mitten im simpelsten Alltag! Man fühlt sich ja geradezu in die Urzeit versetzt, wenn man das liest...!“

Er nahm eines der Briefblätter vom Tisch und überlas und überlas es noch einmal. „Schauerlich!“ murmelte er kopfschüttelnd. „Eine ganze Liste! Elf Menschen, deren Leben an einem Faden hing, ohne dass man es gewusst hat. Und wer weiss, ob man je dahintergekommen wäre. Wer kommt auf so etwas...!“

Wieder lief er im Zimmer auf und ab und blieb dann plötzlich vor Livia stehen, die schweigsam und versonnen am Bücherschrank lehnte.

„Wie bist du nur auf diese Spur geraten — und wann?“

„Eigentlich erst gestern, auf dem Friedhof, als ich die Entdeckung mit den drei gleichen Geburtsdaten machte. Da entsann ich mich sofort eines Buches, das ich kurz zuvor bei Kandler gelesen und nicht einmal mehr ganz genau in Erinnerung hatte. Es war vielmehr Gefühlssache. Und dann erinnerte ich mich plötzlich verschiedener Momente, die...“

Sie erzählte in kurzen Zügen von Malintzas Todesnacht, in der Kandler in so schrecklichem Zustand nach Hause gekommen war.

„Und trotzdem bist du dann noch einmal zu ihm gegangen? Zu diesem gefährlichen Menschen. Und ganz allein! Das hätte schlimm ausgehen können, mein Kind.“

Livia machte eine wegwerfende Gebärde. „An sowas denkt man doch nicht bei einer so wichtigen Sache. Ich wollte doch um jeden Preis das Buch wiederhaben. Ich wäre dafür auch in die Hölle gegangen, wenn es hätte sein müssen.“

Der Amtsgerichtsrat schüttelte bewundernd den Kopf.

„Du bist ja der reine Detektiv, Mädels! Zu schade, dass du statt der unappetitlichen Medizin nicht wenigstens Jura studiert hast. Bei deinem angeborenen kriminalistischen Scharfsinn...?“

Er strahlte vor Stolz über seine gescheite Tochter. Aber

Livia wehrte seine Lobsprüche mit einer kläglichen Grimasse ab.

„Sei froh, Vater, dass ich kein Jurist geworden bin. Ich hätte dir bloss Schande gemacht. Denn jetzt kann ich dir's ja verraten: mein ‚angeborener kriminalistischer Scharfsinn‘ hat mich in dieser Angelegenheit jämmerlich im Stich gelassen. Alles, was ich mir selber zusammenkombiniert hatte, war falsch. Wenn es auch nach mir gegangen wäre, sässen jetzt die harmlosesten Bürger im Gefängnis, und den richtigen hätte man laufen lassen.“

„Aber du hast ihn doch entdeckt.“

„Nur durch Zufall — und das gilt nicht. Wäre mir nicht dieses Buch in die Hände geraten, — ‚gefallen‘ darf man sogar sagen, dann würde ich Lovis Kandler mein Lebenlang zwar für einen Verrückten, aber im Sinne des bürgerlichen Gesetzbuches für einen durchaus einwandfreien Mitmenschen gehalten haben.“

Die heitere Selbstironie verschwand aus ihrem Lächeln, und plötzlich wurde sie ernst. „Aber die Hauptsache ist ja schliesslich, dass sich der Schuldige gefunden hat, nicht wahr, Vater? Durch wessen Verdienst, ist ziemlich gleichgültig — wenigstens mir. Denn mir war es ja nur um das Prinzip der Gerechtigkeit zu tun, und um...“

Sie wurde rot und ihre Augen standen auf einmal voll Tränen. Landing nahm sie um die Schultern.

„Ich weiss, Kind. Ich weiss, dass wir et was gutzumachen haben. Ich spreche nachher gleich bei der Staatsanwaltschaft vor. Unser Bruckner wird sich doppelt freuen. Der alte Hallgarth war ja sein Freund. Er wird sicher alles tun, um den Jungen vor der Öffentlichkeit zu rehabilitieren, auch wenn“ — er lauschte auf das ferne Tuten eines Autos — „auch wenn sich ein Gerichtserfahren erübrigen sollte.“

Das Tuten wurde stärker. „Ich glaube, da sind sie schon“, sagte der Amtsgerichtsrat. Er bemerkte, dass er noch im Morgenrock war und ging in sein Schlafzimmer, um sein Jackett anzuziehen. Als er, zum Ausgehen fertig, herauskam, stand auch Livia schon im Mantel da.

„Ich komme mit, Papa“, erklärte sie. Aber Landing schüttelte peimlich berührt den Kopf.

„Nicht nötig, Kind, der Gerichtsarzt ist schon verständigt. Ich möchte nicht, dass du dabei bist. Das ist kein Anblick für dich.“

„Unsinn! Ich habe schon mehr Tote gesehen. Und ich weiss, wo er wahrscheinlich zu finden ist. Ich kann auch seine geheime Kultstätte zeigen, — ganz hinten im Garten — über der Garage, wo ich einmal bei seinen heidnischen Zeremonien belauscht habe.“

Sie verstummte. Ein feiner Schauer zog ihr die Kopfhaut zusammen. Fast greifbar deutlich sah sie Kandler vor sich, wie sie ihn damals gesehen hatte: in seinem blutroten Priestermantel, mit dem grausig bemaltem Gesicht und den langen Spitzen, unheimlich funkelnden Feuersteinmessern in den schwingenden Händen...

Ihr Herz dämmerte dumpf — im Grauen der Erinnerung. Sie war ihrem Vater beinah dafür dankbar, dass er sich so energisch weigerte, sie mitzunehmen.

„Wir werden uns schon allein zurechtfinden“, sagte er im Gehen. „Über der Garage, sagst du...?“ Er drehte sich in der Tür noch einmal um. „Du könntest eigentlich doch noch nach Berlin fahren — mit einem späteren Zug. Willst du nicht? Der Tag wird noch schön, glaube ich.“

Er rickte ihr aufmunternd zu, mit einem fast schüchternen Lächeln. Sie verstand, dass er ihr mit diesem Vorschlag im stillen etwas abbitten wollte. Und sie gab ihm sein Lächeln mit einem warmen Aufleuchten zurück.

„Ja, Vater, das ist eine famose Idee! Ich warte bloss noch, bis du zurück bist. Ich habe noch Zeit genug. Der nächste Zug geht erst nach Zwölf.“

Als er gegangen war, trat sie zum Fenster und öffnete es weit. Der Morgennebel fing an, sich zu verziehen. Durch die immer dünner werdenden Schleier sah man schon das rötlich strahlende Rund der Sonne. Livia grüsste sie mit den Augen. Ja — der Tag wurde noch schön... (Ende)

## Mischtelacher Chuze-Wach

's isch trübe u chydig nacht. E Schwetti Käge fällt,  
 Un ufem wyte Waadland äne chutets chalt.  
 Bim Chuzen oben ufem hinger Mischtelach,  
 Echly i ds Gräschy drückt, steit e Murtebieter Wach.  
 Er luegt u lost i d'Wiffi, geit paar Schritt im Rund —  
 Dört unge z'Wiffisburg lht d'Vorhuet vo Burgund —  
 U hinger dere, seit me, chöm es hageldid  
 Uf Koffe, z'Fuek; mit Büchse, Spieß — u Strid!  
 „He Haneß, gwarisich nüt?“ rüeft ihm sy Spahne zue;  
 Dä het im Brätterhüttli bime Füllkli z'tue;  
 Ir Pflanne brodlet Harz. Er nimmt es Dähleschytt  
 U tümpfts u zündtets aa. U chunnt. Mi geht nid wyt.  
 „Gäng ds glychen Einerlei. Mi wäri bas im Bett!  
 Der Füllfel weiß, was dä Komunt im Gürbi het!“  
 „Es macht ihm öppe z'strub! — Senu, 's isch gschyder so,  
 Die Herre Zürithegle sy ja nonid cho —  
 Dä Rööfcht, dä zaagget fuul, bis Murten isch verspielt!“  
 „Gäb Chu'cht — das git es nid, wo Buebebärg befiehl!“  
 E Schall, e Pfyl, e Brüel, — e ganzi Rytterfchar  
 Wie ufem nasse Bode gstampfet schnügt derhar —  
 Im Schwid'ch sy beidi Wachen um un überdrönt —  
 Hingäge: d'Fackle flügt i ds Strou! Der Chuze brönn!  
 Zue Eidgenosse machen ihre letschte Schnuuf,  
 U hundert Chuze lälle hinger anen uuf.  
 Im Bärn- u Frybergbiet, da hüüle d'Glogge Sturm,  
 U z'Murte steit me zwäg uf Muur u Wall u Turm!

(Aus „Buebebärg“ von Hans Zulliger.)